

Hugo Ball

Hermann Hesse. Sein Leben und sein Werk

Die Kindheit

Hermann Hesse ist das jugendliche Volkslied, in unendlicher Variation. Er ist ohne das Volkslied nicht zu denken; es singt sich gut beim Lesen seiner Bücher. Und doch ist er mehr als das Volkslied; er ist dessen Hintergrund, dessen Höhe und Tiefe, dessen Geheimnis und Interpret. Einmal heißt das Thema »Am Brunnen vor dem Tore«, dann »Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus«, dann »Guten Morgen, Spielmann, wo bleibst du so lang?«, und so fort, die ganzen deutschen Liederbücher durch, bis zum geistlichen Lied, zur Kantate und zur Passion. Die zugrundeliegende Melodie ist oft kaum mehr zu erkennen; die Modulationen und Arabesken, die Koloratur und der Kontrapunkt verbergen die Grundmelodie. Bald ist man an Schuberts und Hugo Wolfs kristallene Bäche und schimmernde Horizonte erinnert, bald an Chopins schluchzende Feste; dann ist zuletzt auch noch Mozart da, der die Stimmen energisch zusammenrafft. Immer aber liegt das Volkslied zugrunde, das deutsche, und später wohl auch das italienische. Wer diesen Dichter ehren will, der mag ihm Lieder singen, wie sie vom Muttermunde, auf der Schulbank und beim Wandern zu lernen und zu singen sind.

Hermann Hesse ist der letzte Ritter aus dem glanzvollen Zuge der Romantik. Er verteidigt die Nachhut. Wird er sich plötzlich umdrehen, dieser Ritter, und eine neue Front aufbieten? Wer weiß es. Er ist der letzte aus der ungebrochenen Linie des Jean Paul, mit dem ihn die Liebe zu allen Sternen, zu Schmetterlingen und Papageien, zu leuchtenden Paradiesen und eingesponnenen Sonderlingen, zu allen Aventüren der Freundschaft und der nervösen Herzergüsse verbindet. Er ist der fromme, graziöse und auch der belastete Romantiker aus der Schule der Brentano und Hölderlin. Er grüßt die Sternbalde, Schlemihle und Taugenichtse. All deren wehmütige und lustige Tonfälle trägt er im Blut; all ihre himmelblaue und goldene Kindsköpfigkeit hat er aufgenommen. Von ihren Furcht-, Nacht- und Troststücken erfüllt ist sein Werk. Er ist der letzte aus diesem Zuge und also auch derjenige, der die Summe ihrer Erfahrung und ihrer Nöte, ihrer weltfernen Leiden und überströmenden Sehnsüchte trägt. Von Sonne, Mond und Sternen spricht sein Werk, und sie sind noch immer wie einst. Von Blumen, Vögeln und Fischen, und sie sind um ihrer selbst willen da. Und da sich im Menschen all diese trefflichen Meisterstücke des Schöpfers in immer wieder erstaunlicher Mischung spiegeln, so ist er der Freund und Bruder auch des Menschen, wiewohl der Mensch nur selten, nur in der Liebe zur Kreatur, als der Erleuchtete und allem Leben Verbundene, als Franziskus und Buddha die tote und die belebte Natur übertrifft.

Ländlich-holde Bläsermusik begleitet diesen Zauberer, wenn er auftritt. Es leuchtet, blüht und stöhnt; es fliegt, zwitschert und schluchzt in seinen Büchern. Die Tiere bekommen Menschengesicht, und die Menschentiefe bewegt ein seltsames Geschiebe von Tier- und Pflanzenseelen, von Urwald- und Dschungeldüften; von all den fremden, klingenden Dingen, die der Traumbereich und die Sinne zu fassen vermögen.

Dieser Dichter liebt nicht die Monstrebücher und großen Formate; nicht bei andern und nicht bei sich selbst. Talent haben, heißt ihm Talent verbergen. Die Kunst des Schreibens besteht im Weglassen und Einsparen, im Reduzieren. Ein Satz, ja eine Geste oder ein Schweigen ersetzen in seinen Büchern den Aufwand ganzer Kapitel. Nicht die Maschinerie des Romans und nicht das Theater der aufgetragenen Leidenschaften sind ihm verfänglich; weder die Abstraktion und das Gemächte der Absicht, noch die furiose Gewalt des Genies. Das Kabinettstück ist seine Sache. Langsames Wachsen und Reifen, ein Aufleuchten der Gnade; Jungsein und Altsein und Wiedergeburt –: das sind die Quellen seiner Erzählung. Wie in der zierlichen Sinfonietta die einzelnen Sätze einander ablösen mit der Verpflichtung zu Wechsel und Kontrast, so kennzeichnet das Werk dieses Dichters mehr der Gegensatz und das verschlungene Motiv als der bewußte und kahle Gedanke.

Merkwürdig genug: dieser Musiker, der die Flöte zu spielen versteht, ist zugleich ein hervorragender Bildner. Die Musik ist immer zuerst da, schon von weitem her, wenn er kommt. Sie läuft ihm voraus, sie begleitet ihn; dann umtanzt sie die Bilderbogen, die er aufrollt. Und dies ist selten, und lustig und traurig zugleich; weil dann die schönen Dinge gar sehr vorhanden und süß sind und doch vergänglich erscheinen; weil sie den festlichen Tod im Gesichte tragen und schon die beginnende Gnade der Wiederkehr. Mit Auge und Ohr zugleich umfaßt dieser große Künstler die Gegenstände, und immer mit gleich verteilter Schärfe. Kein Gedanke, der sich ihm nicht in Bild und Musik, in eine wohlklingende Schildnerie auflöste. Er lauscht und zeichnet. Er hat die gemessene Logik eines Architekten, und doch auch die stille Geduld eines Gärtners, der warten kann, bis sich die schwächliche Pflanzung zum tragenden Wipfel verzweigt.

Es gibt heute keinen zweiten Dichter, der so sehr die Tradition für sich hat und so bewußt in ihr ruht. Die Ruhe ist ihm eigen wie dem Baume im Park und im Walde, der Ulme und Esche, die aufwachsen, Ringe gewinnen und sich im Abendwind wiegen. Die Ruhe ist ihm so eigen wie dem Brunnen, der in sich verspielt und versunken ist, und dem still fließenden Gewässer, das in seinen eigenen Kreislauf mündet. Der Wald gehört ihm, der Schwarzwald und der Odenwald; noch heute, er weiß es wohl. Ihm gehört der schlafende Garten, die tönende Nacht und das Urbild der Mutter, der freundliche Tod, für den er das franziskanische Bruderwort findet.

Und es gibt keinen Zweiten heute, der so allem Echten, Dauernden, Liebenden auch im geistigen Bezirke zugetan und verschworen wäre. Für die durchdringenden Augen dieses Mannes gibt es kein Flunkern, kein Klopffreden, keinen Firlefanz. Wie seiner Worte Form und Treue erkämpft und errungen ist, mit mancherlei Irrweg und Scham, mit mancherlei Aufbruch und Heimweh, mit Scherbengeklirr und mit wehem Verzicht, so sieht er im Getümmel der Schreiber und Sprecher, der Bildner und Musikanten auf das Herz vor allem, daß es genau und richtig schlage; daß es gelitten habe und seinen Glanz behalten; daß es ritterlich sich darbringe; daß es im Denken der Väter ruhe und doch ein neu Lied und ein neuer Beginn aus sich selber wäre.

Es ist nicht immer so gewesen; nicht immer klangen die Töne so voll und sonor; so gegenwärtig und ihrer selbst gewiß. Das Künstlerideal des jungen Hesse wächst sehr entlegen heran. Er entnimmt es aus Büchern; sehr guten, alten, bewährten Büchern, aber immerhin der Lektüre, nicht der Erfahrung. Er stand nicht in namhaften Spannungen seiner Zeit; nicht im großen Strom einer Clique, einer Richtung, einer Kameraderie hochgemuter Freunde und ebenbürtiger Begabung. Die Großstadt hat ihn nie berührt; mit ihren Höllen nicht und nicht mit ihren Himmeln.

Er nimmt sein Ideal aus Biographien verschollener Zeiten; seine Beispiele aus altitalienischen Legenden und Novellisten, seine ganze Lebendigkeit von der Natur. Aus dem Maulbronner Seminar, wo er den »Werther« und Heine liest, entläuft er mit allerlei Umwegen in eine Tübinger Buchhandlung, bedient dort Studenten und Professoren; sitzt, zwanzigjährig, in Stapeln von Büchern bis über den Kopf und bleibt dabei immer frischer,

als wenn er Germanistik studierte. Er gerät in die Schlingen eines sentiment prématuro; schreibt schon und publiziert in angesehenen Verlagen, ohne außer sich selbst auch nur einen einzigen zeitgenössischen Dichter gesehen zu haben.

Seine jugendliche Auffassung vom Artisten ist diejenige, die Vasari und der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts teuer war. Der Dichter als spezialisierter Poet ist kaum vorhanden; er lehnt sich an den fahrenden Gesellen, an den noch handwerklich gebundenen Maler an. In Samtjoppe und Barett, wenn nicht eine Spielhahnfeder am Hut, erweist dieser Künstler mit Streichen à la Boccaccio die Kraft seines Naturells. In winkligen Nachtquartieren weiß er spaniolische Komplimente zu drechseln, um zu Hause in einsamer Trauer den edleren Teil seiner Seele in Skrupeln und Wonnen entströmen zu lassen. In dieses Ideal mischen sich die dämonischen Geiger des Lenau, die fröhlichen Lautenschläger der Renaissance, die musikalischen Käuze des E. T. A. Hoffmann mit ihrer schattenhaften Vertauschung von Nacht und Tag. Und mischen sich, als der junge Hesse aus der Tübinger Buchhandlung 1897 in eine Baslerische einwandert, die stillen Züge studierender Mönche aus den chronikalischen Büchern des Jacob Burckhardt.

Selbst die Ehe des Dichters vermag diesen hartnäckig abseitigen Traum nicht zu brechen; er wird sich im eigenen Hause ein Turmzimmer einrichten und es mit Stacheligkeiten verbarrikadieren. Die Gattin aus altem Basler Geschlecht ist viel zu tief in die Ahnenreihe versunken; Feste und froher Geselligkeit ist sie ganz abgeneigt. So bleibt der Künstler ein Eigenbrötler, wenn nicht ein Widersacher; bleibt er der Einsame und Isolierte in einer entlegenen Kammer. Erst 1911 mit einer Reise nach Indien, und eigentlich erst im Kriege, und noch später 1919 mit der Übersiedlung von Bern in den Tessin beginnt die menschliche Anonymität des Autors sich aufzulösen und mitzuteilen.

Die gleiche Schwierigkeit, zur Umwelt ein erträgliches Verhältnis zu finden, spiegelt Hesses Werk. Ein entschiedener Realismus ist zwar im »Camenzind« schon vorhanden, aber drei sehr ungegenständliche, musikalisch-verschwärmte Erstlinge gingen voraus. Der »Camenzind« selbst ist ein offener Affront der modernen Kultur und Gesellschaft. Will man dies aber nicht gelten lassen, so ist doch die Wirklichkeit, die das Buch vertritt, von der üblichen sehr verschieden. Wenn man die Notizbücher, von denen im »Camenzind« die Rede ist, neben die gleichzeitigen eines Zola hält, dann fehlen die Zylinderhüte der Minister, die Strumpfbänder und die Warenhäuser; dann fehlen die Parfüme der feinen Damen, die schwieligen Arbeiterhände und die Karosserie einer heutigen Stadt. Dann ist Hesses Wirklichkeit ein Ausschnitt, ein Paradies helläugiger Knabenjahre; dann werden die sichtbaren Bilder nur anerkannt, soweit sie Dauer und Tragkraft haben für Ton und fromme Beströmung. Aber man täusche sich nicht! Dasselbe Werk, das erst harmlos und idyllisch aussieht, enthält einen Gegensatz zur heutigen Bildung, der unbehaglich und gefährlich werden kann. Nur von der Ausdauer des Dichters hängt es ab; nur von der anwachsenden Fülle und Umsicht seines Bestrebens.

In den am Bodensee geschriebenen Büchern ist Hesse ganz ebenso wie im »Camenzind« bemüht, auf alle gesellschaftliche Problematik zu verzichten. Wie kann man die Zeit umgehen? Wie kann man aus Nimikon und Assisi sein und sich trotzdem behaupten? Diese Frage ist heute aktueller als je; aber es fehlt Hesse damals noch die Kenntnis der verachteten Welt. Man kann im heutigen Europa mit dreißig Jahren kein Simson sein, der den Tempel zum Einsturz bringt. Er hat sich zu früh zurückgezogen, zu früh gebunden und festgelegt; er verschwendet seine Kraft an Figuren, die keine mehr sind; er verniedlicht sich. Auch Rousseau ist ein »Idylliker« gewesen; aber er hatte die Enzyklopädisten und alle Raffinesse der Stadt Paris in sich aufgenommen, als er ging. Hesse kennt seine damalige Schwäche wohl. Er sucht in jenen frühen Büchern ein sympathisches Alibi. Er bleibt in den minderen Publikationen auf der Stoffsuche und beim Schema, in den stärkeren greift er zur Nobilitierung. Die eigene reichliche Unterströmung wäre interessant genug zur Mitteilung, aber der Dichter fühlt sich ihr nicht gewachsen; Leben, Wissen, Erfahrung reichen nicht aus. Er ist weit weniger selbstzufrieden, als man annehmen könnte. Aber er behält seine Konflikte und seine Reserven

für sich.

Erst mit dem Kriege wird es anders. Eine bis dahin vorhandene moralische Verschüchterung, eine überängstliche Pietät fällt dahin; es handelt sich ja um ganz andere Gewichte und Perspektiven. Eine noch gar nicht gehobene innere Weit, eher unheimlich als idyllisch, beginnt sich zu regen. Die übermenschlichen Depressionen und Angstschreie der Kriegsjahre finden in Hesse eine unsägliche Resonanz. Die Greuelrealistik drängt sich so unerbittlich auf, daß sie den Musiker in Hesse wachzurütteln vermag. Aber noch »Demian« ist tief in die Schatten verliebt und mehr ein Werk medialer und symbolistischer Prägung als eine greifbare Inkarnation. Erst im Tessin (mit den Publikationen von 1919 beginnend) löst sich die Abwesenheit auch in den Werken. Jetzt in den Jahren der Inflation, wo alles Feste zerfällt und in Luft aufgeht, meldet sich der »Camenzind« wieder. Jetzt erst wird die besondere Art der Gegenständlichkeit Hesses vernehmbar.

Man vergleiche den »Siddhartha«, wo der Camenzind-Realismus knapp und männlich, mit religiösem Akzent auftritt: »Einen Stein kann ich lieben, Gowinda, und auch einen Baum oder ein Stück Rinde. Das sind Dinge, und Dinge kann man lieben. Worte aber kann ich nicht lieben. Darum sind Lehren nichts für mich, sie haben keine Härte, keine Weiche, keine Farben, keine Kanten, keinen Geruch, keinen Geschmack, sie haben nichts als Worte. Es gibt kein Ding, das Nirwana wäre; es gibt nur das Wort Nirwana.« Das ist die alte Kampfansage gegen schöne Tiraden und modisches Zungenreden. Das ist ein Versuch, die Frömmigkeit ganz an die Sinnenbilder zu heften.

Und man vergleiche den »Kurgast«, wo dieselbe Sprache leidenschaftlich aggressiv wird:

»Wie, also auch die Kurgäste sind für Sie keine Wirklichkeit? Also zum Beispiel ich, der Mann, der mit Ihnen redet, soll keine Wirklichkeit sein?«

»Es tut mir leid, ich möchte Sie gewiß nicht verletzen, aber in der Tat sind Sie für mich ohne Wirklichkeit. Sie sind, wie Sie sich mir darstellen, ohne jene überzeugenden Züge, die uns das Wahrgenommene zum Erlebten, das Geschehen zur Wirklichkeit machen. Sie existieren, mein Herr, dies kann ich nicht bestreiten. Sie existieren aber auf einer Ebene, welche einer zeitlich-räumlichen Wirklichkeit in meinen Augen ermangelt. Sie existieren, möchte ich sagen, auf einer Ebene des Papiers, des Geldes und Kredits, der Moral, der Gesetze, des Geistes, der Achtbarkeit. Sie sind ein Raum- und Zeitgenosse der Tugend, des kategorischen Imperativs und der Vernunft, und vielleicht sind Sie sogar mit dem Ding an sich oder dem Kapitalismus verwandt. Aber Sie haben nicht die Wirklichkeit, die mich bei jedem Stein oder Baum, bei jeder Kröte, bei jedem Vogel unmittelbar überzeugt... ich kann Sie anzweifeln oder gelten lassen, aber es ist mir unmöglich, Sie zu erleben, es ist mir unmöglich, Sie zu lieben...«

Da ist er schon, der Bildungsgegensatz, und ist ein Kampf auf Tod und Leben. Die kreatürliche Welt des Dichters gegen die fadenscheinige Zutat; gegen die mechanisierte Welt der Kesselringe in allen ihren Bezügen. Von hier zu den anarchistischen Abendunterhaltungen des »Steppenwolf« ist nur ein kleiner Schritt. Er ist ausgefüllt mit immer bewußterer Neugierde für den Gegner; für seine sinnliche sowohl wie für seine geistige Position. Wer ihn ganz in sich aufnimmt, wird ihn überwinden.

Nun erst beginnt die sehr gewitzigte, sehr erfahrene, sehr vorsichtige Gärtnerei des gegenwärtigen Hesse. Seine lange Abwesenheit hat ihn vor der Verwüstung bewahrt. Sein präzises, blutig errungenes Wort hat ein Gewicht wie kein anderes Wort von heute. Seine Stimme wird in allen Schichten der Nation vernommen, und

er ist jung geblieben. Er hat die Problematik in sich aufgenommen und doch nur so wie ein Traumwandler; er blieb unberührt. Elastisch und mit angespannten Sinnen folgt er dem Gang der Dinge; dem Sturz einer morschen Zivilisation. Mit aller Magie einer orientalischen Welt gewappnet, empfindet er sich als den verkörperten Anachronismus. Er steht ganz allein; er sucht nur das Leben noch einigermaßen erträglich zu finden. Sich selbst will er erfassen, nichts anderes mehr; doch in der eigenen Anlage, Grenze und Not den ihm erreichbaren Teil der Nation, sei sie mütterlich umfangend oder kainhaft und steppenwölfisch, sei sie dem Lichte verschworen oder dämonischem Dunkel, oder beidem zugleich in seltsamem Wechsel von Keuschheit und Trieb.

Die Kindheit Hermann Hesses ist erfüllt von Jenseitsblumenduft und bitteren Todesengeln; von Streichelhänden, Tränen und Beängstigungen, die das gewöhnliche Maß weit übersteigen. Diese Kindheit ist tief in Geheimnisse getaucht, und Hesses Schreibweise ist es stets geblieben. Wie in einen unergründlichen Schacht, wie in den Brunnen des Lebens selber kehrt der Dichter stets zu den Orten seiner ersten Kinder- und Knabenjahre zurück. Auf den frühesten Eindrücken reiht er seine Erlebnisse auf. Immer wieder umkreist er die Anfänge seines Lebens, schichtet alles Spätere darüber; schneidet die Runen schärfer, wiederholt sich, läßt eine tiefere Spur. Er kann sich nicht genügen, dieselben Wege immer wieder zu gehen, mit immer wieder anderen Augen dasselbe frühe Rätsel, dasselbe versunkene Glück zu umkreisen.

Diese Kindheit mit ihren bunten Himmelsfenstern und ihren Trauerhöllen, mit ihren morgendlich strahlenden Impulsen und ihrem flügel müden Verzicht; mit ihrem hellen Siegfriedwissen und ihrem ab dankenden Waffen strecken –: sie ist in allen Büchern Hesses vorhanden, auch wenn nicht ausdrücklich sollte von ihr gesprochen werden. Ihre Darstellung ist Hesses eigentliche Lust, für die er eine Mission hat; sie ist der große, alle Welt umfassende Gegenstand, der seine Bücher unvergilbt erhalten wird. Nur um die kleine Spielwelt geht es, die er immer wieder lächelnd aufbauen und unerbittlich verteidigen wird, gegen Zwang und kahles Gesetz, gegen mäkkelnde Lehrer und ertappende Professoren, gegen die aasenden Kondottieren der technischen Welt; ja gegen das eigene Altern und gegen die eigene, vom Loben und Singen ermüdete Seele. Dieser Dichter ist der getreue Eckehart, der uns den Wunderkrug füllt.

Über die ersten drei Kindheitsjahre in Calw berichtet das Tagebuch der Mutter: »Am Montag, den 2. Juli 1877, nach schwerem Tag schenkte Gott in seiner Gnade abends ½7 Uhr das heißersehnte Kind, ein sehr großes, schweres, schönes Kind, das gleich Hunger hatte, die hellen blauen Augen nach der Helle dreht und den Kopf selbständig dem Licht zuwendet; ein Prachtexemplar von einem gesunden, kräftigen Burschen. Heute, 20. Juli, nach achtzehn Tagen schreibe ich dies. Gott sei Dank für alle Barmherzigkeit.«

Die Mutter ist bei der Geburt des Kindes fünfunddreißig Jahre alt. Außer in ihr Tagebuch schreibt sie in jenen Monaten für die Mission an einem »Traktat über Indianer«. Noch am 7. Oktober ist sie von der Geburt sehr schwach und fühlt sich »plötzlich alt und matt geworden«. Die Besonderheit des Kindes ist der Mutter auffällig. Getreulich vermerkt sie, daß der Neugeborene ein überaus freundliches Kind sei, »sogar in seiner schweren Krankheit lächelte er uns oft so lieblich an«. Im Dezember beschäftigt sich die Mutter mit einem zu gründenden frommen Fabrikmädchenverein, der im Januar des nächsten Jahres bereits verwirklicht ist. Viel Freude macht den Eltern in dieser Zeit auch des Dichters vier Jahre ältere Schwester Adele. »Sie ist zum Aufessen lieb«, schreibt die Mutter. »Wie lange wird sie bei uns sein? Es ist etwas an ihr vom Paradies. Weit und breit hab ich noch nie ein so reizend lieblich Kind gesehen.« Auch der Dichter ist dieser Schwester von frühester Kindheit an besonders zugetan.

Das Jahr 1878 bringt nach Adele und Hermann einen kleinen Bruder Paul, der am 14. Juli geboren wird und im Dezember bereits stirbt. Der Vater ist auf Missionskongressen viel unterwegs. So reist er nach Barmen, nach Bremen, nach Heilbronn. Im andern Jahr 1879 bricht der kleine Hermann sein rechtes Ärmlein, ohne Fall, bloß durch ungeschickte, gewaltsame Bewegung. Die Mutter notiert über den zweijährigen Jungen: »Gott Lob, es ging sehr gut vorüber, doch war es eine schwere Zeit und harte Schule, den unglaublich lebhaften und verwegenen Jungen zu hüten.« Klingt es nicht, als handle es sich um einen Zehnjährigen? Auch in diesem Jahre wieder wird ein Kind geboren, Gertrud (im August); das Kind stirbt bereits ein halbes Jahr später. Das Märchenwort »Speckbröcklein« taucht im Tagebuch auf. Vom dreijährigen Knaben heißt es Ende Dezember: »Entwickelt sich sehr rasch, erkennt alle Bilder sofort, ob sie aus China, Afrika oder Indien, und ist sehr klug und unterhaltend; aber sein Eigensinn und Trotz sind oft geradezu großartig.«

Das Jahr 1880 nennt die Mutter »ein Jahr der Gnade und Zucht«. In der Karwoche betet sie: »Herr, lehre mich etwas von der seligen Gemeinschaft deiner Leiden, zieh mich nur zu dir!« Oh, sie ist nicht, wie man annehmen könnte, erkrankt. Sie ist nur, in einer merkwürdigen Relation mit dem Geburtsdatum ihres Sohnes, in ein inniges Gebetsleben versunken, das sich ungeachtet vieler Besucher und Verwandte bei der baldigen Übersiedlung nach Basel noch verstärkt. Mitunter steigt bei der Lektüre des Tagebuchs der Eindruck auf, daß die Tragödienhöhe der Gefühle nicht immer gleichen Schritt zu halten vermag mit dem Alltag, in dem sich diese Frau verzehrt. Aber wer vermag über die Abwesenheit und die Anliegen einer betenden Mutter auszusagen? Ein fünftes Kind, des Dichters Schwester Marulla (der Vater ist ja Russe) wird geboren. Von Hermann heißt es: »Er ist unglaublich lebhaft und intelligent, dabei leidet er an großer Heftigkeit.« Dann kommt (Neujahr 1881) bereits die Berufung des Vaters nach Basel und der sechsjährige Aufenthalt dort.

Der Dichter hat seine frühesten Erinnerungen an Basel in einem selten gewordenen Büchlein dargestellt, in den »Hinterlassenen Schriften und Gedichten von Hermann Lauscher«, herausgegeben von H. Hesse, Basel 1901. Die Familie wohnte draußen vor dem Spalentor im Bereich des Missionshauses, an dem der Vater die Kandidaten unterrichtete. Die Kinder kamen nur selten in die Stadt. Hermann besuchte die für die Kinder der Missionare errichtete Knabenschule. Orgelklänge, Psalmen und Betstunden mischen sich in die Freuden auf der damals noch viel ausgedehnteren sogenannten »Schützenmatte«. Die hohe wogende Märchenwiese, auf der die Mutter mit den Kindern zu spielen pflegte oder auch kleine ländliche Ausflüge mit ihnen unternahm, begann gleich hinterm Elternhaus.

»Wenn ich mich streng auf meine früheste Zeit und ihre Stimmungen besinne«, sagt Hermann Lauscher, »habe ich den Eindruck, es müsse nächst dem Sinn für Wohlwollen kein Gefühl so früh und stark in mir wach gewesen sein wie das der Schamhaftigkeit. Mit meiner Schamhaftigkeit, welche schon früh mit einem Widerwillen gegen eigenmächtige Berührung meines Leibes durch fremde Hände des Arztes oder der Dienstboten begleitet war, hängt vielleicht meine frühzeitige Lust am Alleinsein im Freien zusammen. Die vielen stundenlangen Spaziergänge jener Zeit hatten immer die unbetretensten grünen Wildnisse zum Ziel. Diese Zeiten der Einsamkeit im Grase sind es auch, die beim Erinnern mich besonders stark mit dem wehen Glücksgefühl erfüllen, das unsere Gänge auf Kindheitswegen meist begleitet.« Der sommerliche Duft des Basellandes und die Schützenmatte mit ihren Zittergräsern und Schmetterlingen, mit ihren Lichtnelken und Wasserpflanzen, ihren Glockenblumen und Skabiosen gibt allen ähnlichen späteren Darstellungen Hesses Inbrunst und Klang.

Hier fliegt zum erstenmal auch jener Schmetterling Apollo, der in späteren Erzählungen wiederkehrt: »... er setzte sich in meiner Nähe an die Erde und regte langsam die wunderbaren alabasternen Flügel, daß ich ihre feine Zeichnung und Rundung sehen konnte und die blanken Diamantlinien und auf den Flügelpaaren beide hellblutrote Augen.« Er taucht dann in einer Skizze vom Vierwaldstättersee wieder auf, dieser Apollo; in der »Musik des Einsamen« von 1915 wieder, und wird noch 1925 ins »Bilderbuch« aufgenommen. Er ist das Zeichen für Hesses Dichtkunst selbst. Die flirrenden edelsteinfarbenen, die blitzenden Akzente seiner

Sprache; auch die blutigen, spitzen Aufschreie der Schönheit: sie könnten aus Zinzendorfs ähnlich intensiven Funkelworten genommen sein; sie könnten von den pietistischen zwölf Edelsteinen herrühren, die an den Toren der himmlischen Stadt erglänzen. Wahrscheinlicher aber stammen sie von den Falterflügeln der Schützenmatte und von den blitzenden Fischflossen im Schwarzwaldbach.

Ein anderes Bild, neben der Schützenmatte, ist das Elternpaar. »Ich sehe die ganze hohe, magere Gestalt meines Vaters aufrecht mit zurückgelegtem Haupt einer untergehenden Sonne entgegengehen, den Filzhut in der Linken tragend. An ihn ist meine Mutter sanft im langsamen Gehen gelehnt, kleiner und kräftiger, mit einem weißen Tuch auf den Schultern.« Der Dichter spricht von der Neigung seines Vaters zum Genuß der bildenden und der Dichtkunst, sowie von derjenigen seiner Mutter zur Musik. Er gesteht, Erzähler und Plauderer von Weltruhm gehört und sie steif und geschmacklos gefunden zu haben, sobald er sie mit den Erzählungen seiner Mutter verglich. »O ihr wunderbar lichten, goldgründigen Jesusgeschichten, du Bethlehem, du Knabe im Tempel, du Gang nach Emmaus!... Ich sehe dich noch, meine Mutter, mit dem schönen Haupt zu mir geneigt, schlank, schmiegsam und geduldig, mit den unvergleichlichen Braunaugen!«

Und dann folgt im »Lauscher« gleich das Gruseln. »Nächst dem unerreichbaren Klang und Sinn der Bibelgeschichten sog ich tief aus dem Quell der Märchen. Ein schmaler Raum im Schlafzimmer der Eltern, zwischen den beiden Bettstellen, war vorzüglich der ständige Wohnort schlitzäugiger Kobolde, rußiger Bergmänner, geköpfter Umgänger, traumwandelnder Totschläger und grünschielender Raubtiere, so daß ich eine Zeitlang nur in Begleitung Erwachsener und noch lange später nur mit äußerster Aufbietung alles Knabenstolzes daran vorübergehen konnte.« Als der Vater einmal befiehlt, ihm seine dort stehenden Pantoffel zu holen, wagt sich der Knabe nicht an den Ort des Entsetzens und kehrt lautlos zurück, vorgebend, er habe die Schuhe nicht gefunden. Der Vater, der etwas Phantastisches ahnt und ein strenger Feind auch der Notlüge ist, schickt ihn nochmals hin: »Du lügst. Sie müssen dort stehen.« Der Junge kehrt nochmals unverrichteterdinge zurück, und der Vater geht selbst, »während ich mich heulend an ihn hängte, wobei ich ihn unter heißen Tränen beschwor, sich dem Winkel nicht zu nähern«. Es ist hier, in frühesten Kinderjahren, dieselbe Magie des Gedankens, die man als mystische Abhängigkeit von den Hervorbringungen der eigenen Seele bei Hypnotisierten und Primitiven, bei Heiligen und in Neurosen findet.

»Ein anderes Mal, fährt Lauscher fort, wuchs mein Angstgefühl vollends ins Krankhafte. Ein befreundetes Mädchen erzählte die Geschichte von der Glocke Barbara. Diese Glocke Barbara hing in der Kirche Barbara und war aus Zauberei und Verbrechen hervorgegangen. Sie rief immerfort den Namen einer ruchlos erschlagenen Barbara mit blutiger Stimme aus und wurde deshalb von den Mördern gestohlen und vergraben. Da, als es Zeit zum Nachtläuten war, beginnt die Glocke aus der Erde laut und jämmerlich zu tönen:

Barbara bin ich genannt,
In der Barbara bin ich gehangt,
Barbara ist mein Vaterland.

»Diese halbgeflüsterte Geschichte«, sagt der Verfasser, »regte mich schrecklich auf. Mein Grausen wurde dadurch gesteigert, daß ich es in mir zu verbergen bemüht war. So stieg mein Schaudergefühl mit jedem Wort der Erzählung, bis mir die Zähne klapperten. Als aber nach eben beendeter Geschichte auf Sankt Peter die Abendglocke zitternd anschlug, ließ ich in rasender Angst die Hand des kleinen Jungen fahren und rannte, von der ganzen Hölle gehetzt, in die Nacht hinein, stolperte, stürzte und wurde keuchend und zitternd heimgebracht.«

Es ist schon derselbe Alp, von dem der Dichter in der Traumfolge der »Märchen« und immer wieder erzählt; dieselbe Gewissensangst aus tiefen Verstrickungen der Phantasie, die ihn gleich Baudelaire die erfüllteste und unerfaßbarste Kunst, die Musik, und Chopin lieben läßt; die ihn zu dem gehetztesten aller Dichter, zu Strindberg, in eine Beziehung bringt. Es ist dieselbe atemlose Gewissensangst und unbewußte Verstrickung, die ihn sich später für die Analyse und für psychotische Fragen interessieren läßt. Es ist auch dasselbe Erschrecktwerdenkönnen durch unvermutet im Gespräch, im Erleben, im Briefwechsel auftauchende peinliche, unliebsam Erinnerungen und Berührungen; eine Gemütsanlage, die Hesse mit Gottfried Keller teilt und die hier wie dort den Verkehr mit dem Dichter mitunter ihm zur Qual gestaltet. Im Barbara-Erlebnis seiner frühen Kindheit tritt die entsetzende, schreckende Welt, die mehr als ausgeprägte, die halluzinierte Mahnung von Vater und Mutter mitten im Wachtraum zutage. An anderen Stellen seiner Dichtungen ist diese Stimme nur als ein unterirdisch grollender Donner, als ein blitzendes Zucken über den heiteren Himmel hin vernehmbar.

Hier in der Basler Zeit und im »Hermann Lauscher« ist auch schon jene sehr gefährdete, zerbrechliche, übersensible Kinderseele namhaft gemacht, die als »Pierre« in dem Eheroman »Roßhalde« (1914) nach langer Verschüttung und Verschüchterung wieder lebendig wird: Was ist der Regenbogen? Warum winselt der Wind? Woher kommt das Verwelken der Wiesen, woher das Wiederblühen? Wozu die Analogie in »Roßhalde« lautet: »Ich möchte das verstehen, was die Rotkehlchen zueinander sagen. Und ich möchte auch einmal sehen, wie es die Bäume machen, daß sie mit ihren Wurzeln Wasser trinken und so groß werden können. Ich glaube, das weiß gar niemand richtig. Der Lehrer weiß eine Menge, aber lauter langweilige Sachen.« »Auf solche Fragen«, sagt Hermann Lauscher, »ging mein Vater, wenn die Weisheit oder Geduld der Mutter zu Ende war, oft mit unvergleichlicher Liebe und Feinheit ein.«

Von einem Orbis pictus ist sodann die Rede, von einem Lieblingsbilderbuch, das den Dichter von der ersten Schaulust bis weit ins reife Knabenalter begleitete und das in seiner Phantasiewelt »die umgekehrte Rolle des Robinson und Gulliver in der wirklichen spielte«. Auch Züchtigungen von der Hand des zärtlich geliebten Vaters werden erwähnt. Lauscher setzt diesen Züchtigungen, die er als Strafart durchaus anerkennt, zwar »meist Trotz und Schweigen« entgegen; »aber«, sagt er, »mein kleines Herz empfand sie unsäglich bitter, weh und beugend: Sie sind die frühesten Leiden, auf die ich mich besinnen kann, und in der Vorstellung, die ich von meinen Kinderjahren habe, die einzigen Trübungen, die noch vor der Schulzeit eintraten.« Einmal in jenen Jahren, nachdem er die Rute bekommen, singt der kleine Dichter abends im Bett und sagt dann: »Gelt, ich singe so schön wie die Sirenen und bin auch so böse wie sie?« Nur das Rätsel der Schläge berührt ihn, nicht die Züchtigung selbst, nur ihr Bezug auf die Eltern, denen gegenüber er sich eine dämonisch verführende Schönheit, und zwar die weibliche, zuschreibt.

An der Verzeihung der Mutter, die er abgöttisch verehrt, scheint dem Knaben mehr gelegen als an derjenigen des Vaters. »Der erste Abend«, so fährt Hermann Lauscher in seiner Erzählung fort, »an dem ich ohne Kuß und ohne Begleitung der Mutter stumm und scheu zu Bette ging, ist mir noch wohl erinnerlich. Vielleicht hat, sooft auch später mir das Wasser an die Kehle ging, doch das Gefühl namenlosen Schmerzes und Zwiespaltes niemals mehr so unsäglich auf mir gelastet wie an jenem traurigen Abend. Es war auch der erste Abend, an welchem ich nicht zu beten vermochte. Der Wortlaut meines Betverses stockte mir auf der Zunge und zeigte mir zum erstenmal seinen schweren Ernst und würgte mich wie einen Erstickenen.« Auch hier wieder führt das Erleben zur Komplikation. Das sehr kluge, sehr hoch geartete Kind kann den zarten Sinn der Frömmigkeit und die unzarte Art der Züchtigung nicht in Einklang bringen. Dieses Kind wird später die hohen Worte der Erzieher aufs genaueste mit ihrem persönlichen Verhalten vergleichen und streng zu unterscheiden wissen zwischen frommer Liebhaberei und zärtlicher Gotteshingabe aus ganzem, durchlichtetem Wesen.

Doch genug von »Hermann Lauscher«. Nein, eine kleine Episode noch. Der Junge hat unbeabsichtigt im

Eifer mit der Schleuder das Fenster eines armen Handwerkers zerschossen. Man verklagt seinen Mutwillen; er leugnet die Absicht, wird hart gezüchtigt und glaubt nun, seinen Trotz nicht brechen lassen zu dürfen. Vater und Sohn schweigen tagelang; ein Schatten liegt auf dem Hause. Der Vater muß für eine Woche verreisen und hinterläßt ein Brieflein: »Ich habe dich für ein Vergehen bestraft, das du nicht gestanden hast. Hast du die Sache dennoch begangen und mich also angelogen, wie soll ich dann noch mit dir reden? Ists anders, dann habe ich dich mit Unrecht geschlagen. In einer Woche, wenn ich wiederkomme, sollte doch einer von uns dem andern verzeihen können.«

Es ist, wie man sieht, ein prächtiger Vater, aber es ist auch ein früh selbstbewußter Sohn, den man nicht wie ein Kind behandeln kann; der in den Schlägen einen Handel zwischen zwei erwachsenen Männern empfindet, von denen der jüngere dem bejahrten auf Gedeih und Verderb übergeben ist. »Am nächsten Tage«, sagt der Dichter, »kam ich mit dem Blatt ans Bett meiner Mutter, weinte und fand keine Worte... Abends saß ich seit langer Zeit zum erstenmal meiner Mutter zu Füßen und hörte sie erzählen wie in den Kleinkinderjahren. Es kam so süß und mütterlich von ihrem Munde, aber was sie erzählte, war kein Märchen. Sie sagte mir von Zeiten, da ich ihr fremd geworden sei und wie da ihre Angst und Liebe mich begleitete; sie beschämte und beglückte mich mit jedem Wort, und dann redeten wir beide mit Namen der Liebe und Ehrfurcht von meinem Vater und freuten uns mit Sehnsucht auf seine Heimkehr.« Die kleine Episode erinnert bereits an die schmerzlich umliebte Frau Eva im »Demian«.

Der »Lauscher« enthält auch einen Anhang früher Gedichte. Eines davon, »Philosophie« betitelt, scheint an die Lektüre Schopenhauers anzuschließen. Die erste Strophe lautet:

Vom Unbewußten zum Bewußten,
Von da zurück durch viele Pfade
Zu dem, was unbewußt wir wußten,
Von dort verstoßen ohne Gnade
Zum Zweifel, zur Philosophie,
Erreichen wir die ersten Grade
Der Ironie.

Ehe ich aber die Darstellung der Kindheit abschließe, möchte ich diese ersten Basler Jahre noch durch einige Auszüge aus dem Familientagebuch ergänzen. Es ist bei den Eintragungen der Mutter mitunter, als gebe sie irrtümlich das Alter des Knaben um einige Jahre höher an, als es der Wirklichkeit entspricht. So gleich bei Beginn des Basler Aufenthaltes, wenn es da heißt: »Die Kinder freuen sich sehr der netten Wohnung, ländlichen Umgebung, des Gartens und Hofes, wo sie sich fleißig tummeln. Bei einem großen Baum im Missionshausgarten schreit Hermann: Au! An dem bliebe der Absalom mit seinem Haar gewiß auch hängen!« Woher kennt das vierjährige Kind die Geschichte vom Absalom? Die Mutter mag sie ihm als eine abschreckende Heldengeschichte erzählt haben; denn Absalom, das ist doch der Abtrünnige, der seinem Vater den Krieg macht; der alles Volk um Haupteslänge überragt und der auf der Flucht vor dem Vater mit den Haaren (das ist mit seiner besten Kraft) am Baume (das ist am Symbole der Mutter) hängenbleibt. Man lese in der »Wanderung« und auch im »Bilderbuch« (»Besuch aus Indien«) nach, was die Bäume für Hesse noch anderes bedeuten.

In Basel fühlt sich die Mutter sehr wohl. »Wir teilen«, so schreibt sie, »nun Freud und Leid mit der Basler Mission, und das macht uns reich und glücklich.« Oder: »Hier ist ein so reicher Verkehr, so viel Anregung aus der Missionswelt, das Herz wird immerfort in Anspruch genommen, und man muß in der Fürbitte mehr

einstehen als anderswo, denn die heimkehrenden Kranken, die ausziehenden jungen Geschwister, die Kinderlein und der Abschied von ihnen, Nachrichten von Todesfällen und so weiter greifen ins Herz.« Es ist eine Mutter der großen Missionsfamilie, der Todgeweihten und ihrer Hintersassen. Sie könnte Äbtissin eines im Brennpunkt der geistigen Interessen stehenden Klosters oder auch eine Fürstin sein.

Des Knaben fröhliche Lebendigkeit gerät mit diesem dunklen, ihm nicht einzig zugewandten Leben, in dem er nur ein Rädchen sein soll, in Konflikt. Die Mutter notiert von ihm: »Hermann geht in die Kinderschule; sein heftiges Temperament macht uns viel Not...« Die Bücher der Könige beschäftigen ihn sehr. Besonders die Salbung zum König. »Möcht nur wissen«, sagt er, »wie man aus Öl etwas werden kann! Den David hat der Samuel zum König gesalbt, aber Öl kann doch jetzt mich nicht zum König machen!« Das ist sehr früh eine kernprotestantische Spekulation über den Sinn der Weihe und Zeremonie, und sie zeigt, daß sich der Junge zu hohen Dingen bestimmt und geboren fühlt.

Auch eine letzte wichtige Notiz darf ich nicht übergehen. Sie stammt aus dem Jahre 1884 und lautet: »Hermann, dessen Erziehung uns so viel Not und Mühe machte, geht es nun entschieden besser. Vom 21. Januar bis zum 5. Juni (ein halbes Jahr also) war er ganz im Knabenhaus und brachte bloß die Sonntage bei uns zu. Er hielt sich dort brav, aber bleich und mager und gedrückt kam er heim... Die Nachwirkung«, so fährt die Mutter fort, »war entschieden eine gute und heilsame. Er ist jetzt viel leichter zu behandeln, Gott sei Dank!«

An interessanten und lieben Besuchen verzeichnet die Mutter: Dr. Borchgrevicz von Madagaskar, Otto Hörnle, den Japaner Nisima, Pastor Bublitz, Dr. Grundemann, Professor Douglas und Frau. Das Resümee des letzten Basler Jahres lautet: »Wir hatten nicht bloß frohe Familienvereinigung, sondern auch Gemeinschaft der Heiligen.«